

ANITA BROOKNER

— ROMAN —

Ein Tugendhafter Mann

Mit einem Nachwort von Volker Weidermann



— EISELE —

Anita Brookner
Ein tugendhafter Mann

ANITA BROOKNER

*Ein
tugendhafter
Mann*

ROMAN

Aus dem Englischen
von Wibke Kuhn

EISELE

Besuchen Sie uns im Internet:

www.eisele-verlag.de

Die Originalausgabe »Lewis Percy«
erschien 1983 bei Jonathan Cape, London.



© The Estate of Anita Brookner first published in 1989

© 2024 der deutschsprachigen Ausgabe

Julia Eisele Verlags GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus der Quadraat Pro

Satz: LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-96161-198-0

1 Madame Doche, deren gönnerhafte Miene nicht weniger großzügig wurde dadurch, dass sie sie regelmäßig aufsetzte, nahm Lewis Percy den Camembert aus der Hand, drückte ihren erfahrenen Daumen hinein, verkündete, dass er gut war, und führte ihn in den Salon. Dort war die reguläre Besetzung seines privaten Theaters versammelt. Was für ihn die Unterhaltung dieses Abends war, die Lehrstunde des Abends, die Belohnung des Abends, wurde zu seinem persönlichen Vergnügen aufgeführt. Er musste nur noch Platz nehmen.

Manchmal brachte er eine Tüte Kirschen mit: etwas Kleines, aber Dekoratives, wie es seinem untergeordneten Status zukam. Im Salon nahmen die Damen, seine Mitbewohnerinnen, mal mehr, mal weniger kleine Häppchen zu sich, und da er der einzige Mann war, fehlte ihm der Mut, dem Ganzen eine etwas robustere Note zu geben, obwohl er fast immer Hunger hatte und gerne etwas Substanzielleres als die Schinkenscheiben und die paar Äpfel gegessen hätte, die er sich gestattete. Ab und zu bekam Mme Doche Mitleid mit ihm und setzte ihm einen Teller von der dicken, breiartigen Suppe vor, die sie für das Abendessen ihrer Arbeitgeberin zubereitete. Die Suppe gab es normalerweise nach den

Äpfeln. Ein nicht weniger dickes Grießgericht konnte vor dem Schinken kommen. Lewis, der noch jung war, konnte mit diesen Abweichungen umgehen. Das Vergnügen dieses Abends lag nicht im Essen, obwohl es ihm natürlich immer willkommen war. Das Vergnügen dieses Abends lag für ihn vielmehr in der warmen, unkritischen Gesellschaft der Frauen, die alle nur vorübergehend hier wohnten, wie er auch, in der höhlenartigen Wohnung von Mme Roussel, der dreiundachtzigjährigen Witwe, unter deren Dach sie zufällig gelandet waren – für ein Jahr, für sechs Monate, für zwei Jahre –, so lange, wie ihre Tätigkeiten in Paris eben dauerten. Während Lewis' Mitstudenten ihr Dasein in mageren Studentenunterkünften fristeten, wohnte Lewis dank eines Glücksfalls bei der französischen Sprachenschule und des Geldes, das sein Vater ihm hinterlassen hatte, fast schon prachtvoll in der Avenue Kléber. Sein Zimmer war das kleinste in der Wohnung, wenig mehr als ein Anhängsel der Hauptwohnung, doch der überlegene Vorteil lag in der Geselligkeit seiner Mitmigrantinnen. Er bezeichnete sie in Gedanken als Mme Roussels Gäste, obwohl sie einen satten Preis für dieses Privileg zahlten. Mme Roussel selbst, die alt war und selten komplett bekleidet, glänzte durch wohlwollende Abwesenheit. Ihre Unterkunft, zu der nur Mme Doche Zutritt hatte, war abgetrennt, am Ende des Korridors. Ab und zu, wenn sie auf dem Weg zum Badezimmer waren – zu dem sie streng regulierten Zugang hatten –, konnten sie hören, wie sie Patienten legte und mit sich selbst sprach, mit lauter, überraschend heiserer Stimme.

Nachdem er seinen Camembert oder seine Kirschen überreicht hatte, setzte sich Lewis mit Mme Doche, Roberta

und Cynthia auf einen der Louis-XV.-Stühle mit ihren schäbigen Bezügen, die auf die unansehnliche Art von Wandteppichen abgewetzt waren, nach jahrelanger Abnutzung im flackernden Licht der in weitem Abstand montierten Wandlampen. Der Salon war dämmrig, sein ehemaliger Glanz nicht mal mehr eine Erinnerung. Dieser ausgebleichene Hintergrund unterstrich die Anwesenheit der Frauen nur noch stärker. Die abendliche Benutzung des Salons war eines der Privilegien, für die sie so teuer bezahlten. Und da sie schon so viel gezahlt hatten, nutzten sie ihn eben auch auf ihre Weise. Chesterfield-Zigaretenschachteln wurden nachlässig auf die Marmorplatten der verstreuten Tische mit den gusseisernen Beinen gelegt, neben Päckchen mit Räucherlachs und den Matzen, die Roberta so gerne aß. Durch ihre Arbeit bei der UNESCO konnte sie sich weit mehr Luxus erlauben als die anderen, und so erlaubte sie sich noch mehr: Ein fettiges Einwickelpapier, in dem sie ihren abendlichen Imbiss gewickelt hatte, konnte schon mal vom Kartentisch auf den Savonnerie-Teppich heruntersegeln, oder sie legte ihre Traubenkerne einfach auf eine Sèvres-Untertasse. Cynthia, die ebenso wie Lewis Studentin war, war da schon penibler, beinahe schon zu penibel für Lewis, obwohl er fast ein bisschen verliebt in sie war. Cynthia nippte an ihrem Kamillentee, während sie entsetzt zusah, wie Mme Doche Muscheln aussaugte oder Artischockenblätter mit den Zähnen ausstreifte. Mme Doche, die Einzige von ihnen, die hier quasi zu Hause war, war auch die Einzige, die regelmäßige Mahlzeiten zu sich nahm.

Man schrieb das Jahr 1959. Die Fenster des Salons waren wahrscheinlich seit 1950 nicht mehr aufgemacht worden, als

Mme Roussel, damals noch »*cette chère Mélanie*«, zum letzten Mal die Gastgeberin für ihre vielbeschäftigten Freundinnen gespielt hatte, Frauen wie sie, die aus guten Familien stammten und deren Interessen und Aussichten limitiert waren. Seit damals hatte sie ihren flotten Abstieg ins Alter begonnen, unter der Fürsorge von Mme Doche, die zugleich Dienerin und Gesellschafterin war. Mme Doche war jedoch nie in die Position einer Freundin befördert worden, und deswegen wusste sie die Gesellschaft von Roberta und Cynthia und sogar die von Lewis zu schätzen. Was an den Abenden in diesem dämmrigen Salon herrschte, war eine Kame-radschaft unter Mitgliedern der niederen Gesellschaft, bares Geld, das trotzig sein Gewicht gegen die Familienportraits und die Sèvres-Untertassen ausspielte. Robertas Gehalt und die allmonatlichen Zahlungen von Cynthia und Lewis drehten der verhaltenen Noblesse und dem ererbten Inventar einer längst verschwundenen französischen Großbürgerfamilie eine lange Nase. Lewis betrachtete ihre kleine Gruppe als ein vorübergehendes Lager auf fremdem Territorium und empfand ständig – und durchaus angenehm – eine geteilte Loyalität einerseits zu den realen, wenn auch schäbigen Stühlen und andererseits dem Bohème-Leben, das diese Stühle gezwungenermaßen mit ansehen mussten. Dann wiederum schrieb er gerade seine Abschlussarbeit über das Konzept des Heroismus im Roman des 19. Jahrhunderts und musste sich gezwungenermaßen mit höheren Dingen beschäftigen, auch wenn er gerne frei von ihnen gewesen wäre.

In diesem Wettbewerb zwischen dem Etablierten und dem Importierten waren es die Frauen, die ihn jedes Mal

besiegten. Ihnen verdankte er die Überzeugung, dass Frauen ein wesensverwandtes und empathisches Geschlecht waren. Als sie ihn mit seinem Camembert und seiner Tüte Kirschen willkommen hießen, mit einer offenkundigen Begeisterung, die eine gewisse versöhnliche Nachsicht mit seiner Jugend enthielt, mit seinem offensichtlichen Mangel an Raffinesse und seinem fragenden, erwartungsvollen Lächeln, wurde ihm das Herz ganz weit, und er spürte, dass er sich in einer Gesellschaft befand, die etwas Mütterliches in sich trug, etwas Bedingungsloses, sogar eine Spur Mitleid. In seinem späteren Leben sollte er genau dies als typisch weibliche Atmosphäre akzeptieren. So hatte er es im Hause seiner Mutter kennengelernt, und es wäre ihm nie eingefallen, es zu hinterfragen. Bescheiden und schüchtern freute er sich den ganzen Tag auf das, was er als sein Nachhausekommen betrachtete. Doch nicht der Salon bedeutete Zuhause. Die Frauen bedeuteten Zuhause.

Ein zusätzlicher Bonus bestand darin, dass sie ihm nach seiner Begrüßung sehr wenig Beachtung schenkten, sich aber weiter miteinander unterhielten, wie er fand, dass es sich für Frauen gehörte. Die Themen, über die sie sich unterhielten, waren fast immer dieselben: Robertas Arbeitstag im Büro, und was Mme Van de Waele, die belgische Delegierte, für die sie arbeitete, gesagt, getan und angehabt hatte – Letzteres fand Mme Doche besonders interessant –, und Cynthias Leiden, für die Mme Doche, eine ehemalige Krankenschwester, Rat und Gegenmittel anbot. Für Lewis war das alles wichtiges Material, und da es gewissenhaft auf Französisch besprochen wurde, hielt er es für den Gipfel der Weltläufigkeit. Während er sich schüchtern eine Scheibe

von seinem eigenen Camembert auf eine Scheibe von Robertas Matzen legte, gab er sein tägliches Selbst auf, das Selbst, das in die Nationalbibliothek ging und mit irgendwelchen Romanhelden rang, gab es auf für diese warme Atmosphäre der Frauen, die ihm im Grunde wohlgesonnen waren – obschon sie ihn nach seiner Begrüßung größtenteils ignorierten – und ihm bei Bedarf als Schutz dienen würden. Insbesondere Mme Doche erschien ihm gütig: Ihre Wertschätzung für seinen kleinen Beitrag zum Abendbrot rührte ihn immer wieder, und, was noch wichtiger war, erleichterte es ihm, sich trotz seiner unbeholfenen Jugend wohlzufühlen, trotz der Fußknöchel und Handgelenke, die aus den Ärmeln seines Tweedjacketts herausschauten, und der Aufschläge seiner grauen Flanellhose, seiner Haare, die ihm senkrecht von der Stirn hochstanden und sich trotz großzügigen Einsatzes von Wasser nie glätten ließen. Ihre besondere Milde schrieb er dem Umstand zu, dass sie irgendwo einen Sohn hatte, und das, zusammen mit ihrem medizinischen Hintergrund, verlieh ihr eine gewisse Autorität in dieser Gruppe. Sie war eine üppige, friedfertige blonde Frau, die früher mal ein hübsches Mädchen gewesen war und immer noch einen Anflug von Koketterie zeigte. Trotzdem schien sie in Gesellschaft von Frauen auch glücklich zu sein.

Mme Doche mochte an die fünfzig sein, neben Robertas neununddreißig und Lewis' zweiundzwanzig: Cynthia war fünfundzwanzig Jahre alt, wofür sie sich schämte. In Lewis' Augen war Mme Doche die augenscheinlichste mütterliche Gegenwart, obwohl er durchaus sah, dass auch Roberta eine gewisse Mütterlichkeit besaß, denn sie war auf eine lebhaft

und unbeherrschte Art liebenswürdig und rückhaltlos praktisch veranlagt, was, wie er fand, gut in ein Haus voller Söhne gepasst hätte. Ihre natürlicher Redemodus war das Verkünden von Klatsch, sie war eine Expertin für alles, beziehungsweise für alles, was wichtig war. Daneben war sie noch selbstbewusst, verachtete schlechtes Benehmen, wurde oft enttäuscht, ohne jedoch jemals ihren lebhaften, vertrauensvollen Blick zu verlieren. Irgendetwas war ein wenig zu opernhaft an Roberta – ihre Hingabe für das Büro und für Mme Van de Waele, ihre Rastlosigkeit, ihr großartiger, gieriger Appetit – und machte Lewis klar, dass sie Höheres anstrebte. Sie war die Einzige von ihnen, die nicht so wirkte, als hätte sie ihr Schicksal angenommen: Lewis wusste nicht, woher er das wusste. Roberta lachte oft, wobei sie den Kopf zurückwarf und ihre makellosen Zähne entblößte. Trotzdem besaß sie ein unberechenbares Temperament und konnte jederzeit gegen eine Kollegin wüten, die gleichzeitig ihre Freundin war, obschon sie fast immer schlecht auf sie zu sprechen war. Dann steigerte sie sich in eine energische Schilderung eines halb vergessenen Streits hinein, lief rot an, und ihr Körper verströmte frische Geruchswellen, während ihre Temperatur immer höher stieg. Man konnte sie mit Lachen aus diesem Zustand herausholen oder zumindest beruhigen, aber sie musste sich einmal komplett Luft gemacht haben: Wehe dem, der versuchte, sie zu tadeln. Sie war großzügig und impulsiv, entwand Lewis seinen Teller und gab ihn ihm wieder mit einem Pfirsich oder ein paar Weintrauben darauf, aber sie sagte auch ehrlich ihre Meinung, manchmal sogar bis zur Brutalität. Zu gerne erklärte sie Cynthia, die sich immer als

Märtyrerin ihrer Gesundheit und ihrer Nerven hinstellte, dass sie völlig gesund sei – im Grunde war das ihnen allen eine Verpflichtung, doch Roberta nahm sie am drastischsten wahr. »Faites de la gymnastique ou faites-vous baiser«, sagte sie immer, und dann schüttete sie sich aus vor Lachen, wenn sie Cynthias Gesichtsausdruck sah. In ihr steckte kein Fünkchen Boshaftigkeit. Sie war einfach in einer Lebensschule harter Schläge aufgewachsen und teilte seitdem, wie sie es selbst formulierte, ihrerseits Schläge aus. Soweit Lewis es beurteilen konnte, war sie eine Vagabundin, deren Schicksal es war, kein Zuhause zu haben. Obwohl sie ihm alt vorkam, war er nicht überrascht, dass sie nie geheiratet hatte.

Und Robertas Freimütigkeit gab ihm immer Gelegenheit, Cynthia zu trösten, die die Einzige der Frauen war, an die er gerne auch privat dachte, ganz für sich, am späteren Abend in seinem Bett. Die hübsche Cynthia, deren Mundwinkel immer nach unten gerichtet waren, weil sie von dem Los, das ihr das Schicksal zugewiesen hatte, entmutigt war: ein Zimmer zur Untermiete statt einer eigenen Wohnung – und Lewis, einen Jungen, der jünger war als sie und deswegen unter ihr stand, statt des beschützenden, sie vergötternden Gefährten, den zu erwarten ihre Fantasien sie verführt hatten. In Lewis' Augen wirkte Cynthia strahlend und vielversprechend, doch Cynthia selbst schien zu glauben, dass sie für ein frühes Grab bestimmt war. In der Blüte ihrer Jahre gab sie sich Kopfschmerzen, Krämpfen, Halsweh, hie und da einem steifen Genick und kleinen Magenunpässlichkeiten hin. Es war gefährlich, sie zu fragen, wie sie sich fühlte. Was sie fühlte – im Gegensatz zu dem, wie sie sich fühlte – war Enttäuschung, eine Vorwarnung, dass sie sich in Roberta

verwandeln könnte, wenn auch ohne Robertas robustes Temperament, um das Ganze abzufedern. Von einer beunruhigten Mutter in diese Wohnung gesteckt, mit einer allmonatlichen Zuwendung und einer Einschreibung an der Sorbonne, waren Cynthias Tage eine unbefriedigende Mischung aus Vorlesungen und Kulturprogramm, wobei Letztere regelmäßig von einem Moment des Unwohlseins unterbrochen wurden, durch das sie sich jederzeit eine Hintertür offenhalten konnte. Normalerweise legte sie sich am Nachmittag hin und tauchte dann, gewaschen und umgezogen, am Abend wieder auf, um an der Unterhaltung teilzunehmen. Diese Tagesordnung sollte sie auf ihr zukünftiges Leben vorbereiten, ein Leben ohne augenfälligen Sinn, geschützt durch ihr Geld, aber bereits jetzt auf unbestimmbare Art furchtbar enttäuscht, reingelegt und über den Tisch gezogen.

Trotz ihres kleinen, festen, schönen Gesichts hatte Cynthia etwas Klagendes und Hypochondrisches, mit ihren sanften Suaden, die meistens als Einleitung zu Geschichten von Krankheiten dienten – ihre und die anderer Leute –, und immer wieder fragte sie sich selbst, was sie nur tun sollte. Sie hatte ihre ängstlichen Eltern davon überzeugt, sie nach Paris gehen zu lassen, um die französische Kultur zu studieren, denn sie hatte keine Anzeichen für irgendwelche anderen Interessen gezeigt, und ihr französischer Akzent war schon ziemlich gut. In ihrer leicht strengen Erscheinung, ihrem gezierten, übervorsichtigen Gang war bereits jetzt eine ganze Welt würdevollen Matronentums angelegt. Und doch sah es so aus – so unglaublich es war –, dass dies nie geschehen würde, oder zumindest noch nicht in jungem Alter. Ihr Alter und ihr Status schienen unsicher. Lewis betrachtete sie

mit Respekt, als wäre sie bereits eine Frau, obwohl sie nur drei Jahre älter war als er. Sie schien Zugang zu einer Art reifer Enttäuschung zu haben. Einmal war ihre Mutter nach Frankreich gekommen, um sich mit eigenen Augen ein Bild davon zu machen, wie ihre Tochter zurechtkam. Lewis hatte die beiden aus dem Bus gesehen, wie sie über die Einkaufsstraße Rue du Faubourg Saint-Honoré bummelten. Sie sahen resigniert und hilflos aus, an den Strand gespült von Wellen aus Männern, auf die sie ihre Geschütze stiller Vorwürfe richteten. Die Abneigung, die Cynthia empfand, richtete sich auf kein bewusstes Ziel, umschwebte sie jedoch wie eine Aura. Und genau diese Aura löste Robertas brutale Empfehlungen aus. Sie würde irgendwann heiraten, dachte Lewis. Irgendein selbstbewusster, älterer Geschäftsmann würde des Weges kommen, sie als einen Hauptgewinn betrachten und völlig fasziniert von ihr sein; sie würde am anderen Ende seines Esstischs in St. John's Wood sitzen, mit den Perlen spielen, die er ihr geschenkt hatte, und sich vage wundern, was in ihrem Leben schiefgelaufen war. Obwohl nichts von alldem geschehen war – und sich auch nicht abzeichnete –, war klar, dass Cynthia eine Art untauglichen Sexappeal besaß, der jene Männer entzücken würde, die von Frauen halb abgestoßen waren und halb Angst vor ihnen hatten. Sie benutzte ihre sagenhafte Schwächlichkeit als Instrument, die Männer von sich zu überzeugen. Sie würde einmal eine Frau werden, die Männer ungern verärgerten. Lewis betrachtete dies als die wertvollste Lektion in dem Stoff, von dem er hoffte, dass er einmal die Aufgabe seines Lebens werden würde: das Studium der Frauen und die Liebe zu ihnen. Jede Information war wertvoll.

In diesem Stadium seines Lebens – und auch später, vor allem später, im Lichte der Erinnerung – betrachtete Lewis die Frauen als eine segensreiche Einrichtung. Ihre Haltung ihm gegenüber schätzte er als mitleidig ein, und das entsprach genau seinen Wünschen. Was seine Einstellung zu ihnen anging, war sie in Anbetracht seiner zarten Jugend noch unausgeprägt, aber er betrachtete seine kleine Gruppe, die ersten Exemplare der Spezies, die man ihm zum Studium aus der Nähe zur Verfügung gestellt hatte, mit einer Mischung aus Liebe, Respekt und unschuldiger Recherche. Er schien zu glauben, dass sich ihm alles Wissen in diesem Zusammenhang noch erschließen würde. Als einziger Sohn einer verwitweten Mutter, der zum ersten Mal seine Unabhängigkeit von ihrer überängstlichen Fürsorge kosten durfte, war er dankbar, inmitten dieser verblüffend erwachsenen Stadt an die Hand genommen zu werden und so seiner stillen, passiv träumenden Jugendzeit zurückgegeben zu werden, die er erst vor Kurzem hinter sich gelassen hatte. Seine Tage waren eine Mischung aus großen Gedanken und trivialer Routine. Er stand früh auf, machte Katzenwäsche am Waschbecken in seinem Zimmer, dann kochte er sich eine Tasse Kaffee (Küchenbenutzung war zu bestimmten Zeiten gestattet) und trat anschließend still in den grauen Morgen hinaus. Er liebte diese Tageszeit, die ihm das Gefühl gab, eins mit allen Arbeitern auf der Welt zu sein, obwohl er nur in die Bibliothèque Nationale ging, um seine stundenlange Lektüre zu beginnen. Er griff sich seine neue Aktentasche, ein Geschenk seiner Mutter, und versuchte, seinen ewig ungestillten Hunger zu ignorieren, während er mit großen Schritten hinausmarschierte. Er ging die lange, ge-

rade Strecke zum Palais Royal hinunter, wo er sich eine weitere Tasse Kaffee und ein Croissant gönnte und dazu eine Morgenzeitung – *Le Figaro*, denn er wusste, dass er noch nicht alt genug war, um *Le Monde* zu lesen –, die er dann in seinen gelangweilten Momenten immer wieder an seinem Schreibtisch las, wobei er die größte Aufmerksamkeit den Geburts-, Heirats- und Todesanzeigen widmete. Die Todesanzeigen mochte er ganz besonders, mit ihrer langen Reihe von Namen all der Verwandten, die sich in der immense *douleur* vereinten, wie er zum Ableben ihrer Ehefrau, Mutter, Großmutter, Tante, Großtante und Schwägerin gehörte. Was für ein Reichtum! Was für eine Vision, dachte er und sehnte sich danach, in die Arme einer solchen Vielzahl von Frauen zu sinken. Eine Weile fühlte er sich einsam aufgrund seiner mangelnden Welterfahrung, der Unkenntnis seiner eigenen Vorrechte, und musste immer an seine Mutter zu Hause denken, die ohne ihn noch viel einsamer war.

Mit einem Seufzer, mit einer unmerklichen Verminderung seiner Vitalität ging er weiter zur Bibliothek. Gelehrtentum ging mit solchen Einschränkungen einher, mit solchen Beschränkungen des lebendigen Körpers. Seine ausgedehnten Lektüretage verursachten ihm langsam aber sicher Kopfschmerzen, obwohl er seine Arbeit genoss und sich eine Zukunft ohne sie nicht vorstellen konnte. Er war nur einfach unzufrieden mit seinen Tagen zwischen den Bibliothekslampen mit dem grünen Schirm. Zwar liebte er die dichte Stille, die wie ein Pesthauch über dem vornehmen Raum lag, doch war er sich des beginnenden Wahns um sich herum zu bewusst, als dass er sich ganz wohl hätte fühlen können. In jedem Studenten steckte ein potenzieller Fanati-

ker. Seine Schriftsteller erlösten ihn von jedem milden Protest, den er vielleicht hätte formulieren können. Sie waren zu episch, um sie nicht ernst zu nehmen, und zu edelmütig. Er spürte, dass sie eine besondere Botschaft für ihn hatten und dass er eine besondere Weisheit von ihnen lernen konnte. Das würde seine letzte Ausbildung sein, die er absolvierte, um in den nächsten Jahren Nutzen daraus zu ziehen. Manchmal war er verblüfft von der Menge des Lernstoffs, die ihm aus jeder Richtung begegnete, und manchmal quitierte er mit einem weiteren Seufzer die Last seines Lebens. Manchmal hätte er die Bibliothek am liebsten verlassen und wäre um sein Leben gerannt.

Was ihn auf seinem Stuhl hielt, war ein besonderes Ideal, das umso bemerkenswerter war, weil er es so früh und in so jungen Jahren erkannt hatte. Was er wollte, war nicht seine Anhäufung von Notizen, sondern die Abwesenheit von Notizen, ein Holocaust von Notizen: Was er wollte, war Transparenz. Ihm war bewusst, dass Gelehrtentum – der Erwerb von Wissen – eine schreckliche Angst mit sich brachte. Wie viel war genug? Wie viel mehr war da noch? Was, wenn es gar kein Ende gab? Wenn jemand nicht genügend Wissen besaß, wie konnte er dann sicher sein, mehr zu besitzen? Und wenn jemand diesen Prozess aufhielt, wie konnte es dann sein, dass er nicht vor Scham starb? Mit seiner Liebe zu den Büchern ging ein dunkles Verlangen einher, mit ihnen fertig zu sein, oder zumindest nicht die geschäftige Hebamme für kleine Gedanken zu großen Meisterwerken spielen zu müssen. Sollten Stendhal, Balzac, Zola doch für sich selbst sprechen! Dafür waren sie schließlich da. Er hatte in den Tagen, bevor er schüchtern das Rüstzeug

eines professionellen Gelehrten annahm, sogar gedacht, dass man sich in Bezug auf die Künste darauf beschränken sollte, die Welt mit den Augen des Malers zu sehen und sich die Welt durch die Bücher der Meisterschriftsteller zu erleben. Dafür war nicht mehr erforderlich als Bescheidenheit und ein vernünftiger Respekt. Er meinte, dieses Stadium schon hinter sich zu haben, ja, es sogar im Interesse des Erwachsenwerdens aufgegeben zu haben. Er wusste einfach nicht, was langfristig von ihm gefordert wurde. Kurzfristig musste er seine Abschlussarbeit schreiben und vorstellen, um die unterste Sprosse der akademischen Leiter zu erklimmen. Er musste seine Entscheidung vor seiner Mutter rechtfertigen, vor seinem mäkeligen Cousin Andrew, seinem einzigen anderen Verwandten, und in seinen euphorischen Momenten – die in dieser Stadt nicht schwer zu finden waren – dachte er, dass es eine gute Idee wäre, die großen Werke für die eifrigen Köpfe der Jugend auszulegen. Denn er hatte keinen Zweifel, dass sie eifrig waren. Er konnte sich ganz deutlich in einem Klassenzimmer sehen, wie er seine Reden schwang, und diese Aussicht gefiel ihm ziemlich gut. Doch gleichzeitig brannte er vor dankbarem Verständnis, wenn Julien Sorel in seiner Gefängniszelle für sein ideales Leben plädierte und das große Dilemma formulierte: »*Laissez-moi ma vie idéale ...*« Überhaupt war das Leben der Möglichkeiten das Leben des Geistes, das Leben, das viele niemals kennenlernen würden. Das echte Leben, das öde Leben, würde sie gefangen halten, sie von ihren Möglichkeiten abschneiden. Lewis hätte jederzeit gewettet, dass viele Leute aller Altersstufen morgens aufwachten, die Umstände ihres Tages begutachteten und denselben instinktiven Pro-

test formulierten. So schaute Lewis, während er seinen zukünftigen Beruf anvisierte, bereits voraus in die angenehme Zelle, für die er bestimmt war.

Um zwölf Uhr mittags ging er hinaus, im Interesse seiner Lungen und seines Magens, ging auf den kiesbestreuten Wegen um den Garten des Palais-Royal herum und kaufte sich ein Sandwich in der Rue des Petits-Champs. Kein Kaffee: der kam später, am Ende seines Arbeitstags. Sobald der Vormittag vorbei war, hatte er wenig Schwierigkeiten mit dem Nachmittag. Am Nachmittag, wenn das Licht langsam verschwand und die Atmosphäre dichter wurde, wenn die Laternen eine nach der anderen angingen, packte ihn eine Art Hochgefühl – um halb fünf hielt er kein anderes Leben für möglich. Es war, als würden die Ideen leichter zu ihm kommen im kaum erleuchteten Dunkel des sterbenden Tages, während die Vormittage mit ihrer harschen Vernunft es ihm unmöglich machten, seine verhaltene Existenz zu ertragen. Außerdem wurden seine Gedanken nicht nur beschleunigt von den wachsenden Einsichten in sein Handwerk, sondern auch von der Aussicht auf seine bevorstehende Befreiung. Also ritt er auf zwei Pferden, auf denen er in verschiedene Richtungen galoppieren konnte, aber er war noch nicht an dem Punkt angelangt, an dem er sich für eines entscheiden musste. Dieser hohe, gewölbte Raum schien das Gelehrtentum selbst zu repräsentieren: Es legte einen Finger auf die Lippen, drang auf Ruhe, während sein jugendlicher Körper nach Bewegung verlangte. Nach solcher Strenge wünschte er sich auch eine Belohnung, schlichte Nahrung, die Aussicht auf Abenteuer. Er wollte Lärm, Spektakel, eine nicht ganz so unpersönliche Schönheit. Trotz-

dem wurde er auch auf der Straße die besonderen Fesseln seines Tages nicht los, diese greifbare Stille, die ihn in seine Gedanken hüllte, er war unvorbereitet auf die Herausforderungen des richtigen Lebens. Vielleicht war er diesen Herausforderungen überhaupt nicht gewachsen.

Fünf bis zehn Minuten später war er wieder ein ganz gewöhnlicher junger Mann, der sich auf seinen Spaziergang nach Hause freute, mit dem gekauften Käse in der Tasche, der sein Pass, sein Eintrittsgeld für diese andere Welt war, in der es noch so viel zu lernen gab. Er freute sich sogar auf die Privatsphäre seiner eigenen Gedanken, nachdem er der Unterhaltung der Frauen gelauscht hätte. Er war leicht, naiv und einfach zufriedenzustellen. Die Stille folgte ihm durch die Schlucht der Rue de Richelieu, als ob die Schweigebote der Bibliothek auch noch in ihrer Umgebung gälten, doch auf der Place du Palais-Royal war alles ganz Bewegung. Lärm, Luft, Licht! Er betrat dieses Gelände, als würde er eine Grenze überschreiten, und von da an war sein Vergnügen ein anderes. Er reiste von den Tiefen hoch zum Leben der Sinne, er war glücklich zu sehen, dass ihm so viele Leben offenstanden. Er nahm den Weg nach Hause, den seiner Meinung nach ein reicher Mann genommen hätte, durch große Straßen voll lebhafter Menschenmengen, bis er zur Place de l'Alma kam, wo er sich hinsetzte und sich einen Kaffee gönnte. Er war immer in Versuchung, noch einen zu trinken, zu verweilen und die Passanten zu beobachten, um seine Vorfreude auf die weiteren Freuden zu steigern – ob schon sie nach weltlichem Standard ziemlich harmlos waren –, doch der Gedanke an seine verwitwete Mutter, die zu Hause in ihrem Haus im unmodischen Parsons Green die